Familienblätter

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 37. **Posen, den 10. September.** **1893.**

Der Roman eines armen jungen Schauspielers.

Wahrheit und Dichtung von Heinrich Grans.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Während Döring, alles um sich her vergessend, den Brief zum dritten Male las, trat ein Beamter mit der Bemerkung auf ihn zu, daß die Post Mittags geschlossen werde und er deshalb seine Lektüre an einem anderen Orte vornehmen möge. Rasch hängte Döring sein Felleisen wieder um und erkundigte sich nach dem Gasthof zum „Goldenen Faß," der ihm von einem Reisenden als sehr billig empfohlen war; der Gasthof befand sich auf St. Martin, und wie neugestärkt durch Lilis Brief, der auf seinem Herzen ruhte, wanderte er frohen Muthes durch die Straßen.

Auf dem schönen Wilhelmsplatze hielt er an, um die Soldaten exerziren zu sehen, ein Anblick, den sein patriotisches Gefühl lange entbehrt hatte, und als er dann weiter ging, machte er plötzlich am oberen Ende vor einem alten, massiven, schmucklosen Gebäude Halt; sein Instinkt sagte ihm, daß dies das „Stadttheater" sein müsse, eine Vermuthung, welche er durch verschiedene Gruppen von Herren und Damen, die lebhaft plaudernd und gestikulirend den Beginn der Probe zu erwarten schienen, bestätigt zu sehen glaubte. Wie schwer wurde es ihm, sich von diesem Anblick loszureißen, wie gern hätte er den stolzen Gestalten, die so verächtlich auf den armen Wanderer niedersahen, zurufen mögen: Auch ich bin ein Künstler, auch ich gehöre zu euch! Allein ein Blick auf seine vom Staub der Straße bedeckten Kleider führten ihn zum Bewußtsein, daß seine Zeit noch nicht gekommen sei.

Ueberall auf seinem Wege war man beschäftigt, Buden und Zelte zu errichten, denn es sollte am nächsten Morgen die Messe beginnen, zu welcher sich auch der berühmte Zirkus Tourniaire eingefunden hatte. Das „Goldene Faß" war aus diesem Anlaß von Fremden überfüllt, und Döring, der in seiner Erscheinung, hauptsächlich auch seines geringen Gepäcks wegen, wenig Vertrauen einflößte, wurde deshalb kurz abgewiesen. Während er mit betrübter Miene dastand, und sich nach einem andern Gasthof erkundigte, trat ein geistlicher Herr mit weißem Haar, mit langer brauner Soutane, den Rosenkranz an der Seite, mit freundlicher Theilnahme auf ihn zu und bot ihm in liebenswürdiger Weise sein Zimmer an.

„Morgen früh," sagte er, „sind die Geschäfte für mein Kloster beendet, und wenn Sie mir gestatten wollen, das Stübchen noch diese Nacht mit Ihnen theilen zu dürfen, so steht es Ihnen morgen ganz zur Verfügung."

Döring sah den Pater Josef, wie ihn die Wirthin nannte, verlegen an, da er ihm nicht, wie Marquis Posa dem König Philipp zu sagen vermochte: „Ihr Glaube, Sire, ist auch der meine," bis die „Faßwirthin," welche Zeuge des Anerbietens war, ihm leise zuflüsterte: „So danken Sie doch unserm guten hochwürdigen Herrn," und da sie ihm dabei mit gutem Beispiel voranging, indem sie demselben die Hand küßte, so hielt es Döring für passend, dies ebenfalls zu thun, im Uebrigen aber — zu schweigen.

Der Hausknecht trug sein Gepäck in das eroberte Stübchen und Döring ging in das Gastzimmer, um sich nach der ermüdenden Wanderschaft durch einen Trunk guten Bieres und kräftige Speisen zu stärken. Aus Anlaß des Jahrmarktes war der große, geschwärzte, von holzgetäfelten Wänden umschlossene Raum überfüllt, und nur mit Mühe erhielt er Platz an einem Tische, um welchen sich mehrere „Artisten" des Zirkus Tourniaire niedergelassen hatten. Wie er bereits aus den Straßenplakaten erfahren hatte, blieb das Theater wegen der Vorbereitungen zu einem Spektakelstück geschlossen; zugleich aber kündigten der Zirkus und andere Schaustellungen aller Art erst für morgen die Eröffnung an. So entschloß sich denn Döring, den heutigen Tag noch als Ruhetag zu betrachten und morgen, neugekräftigt und mit frischem Muth, seine Visite bei dem Theaterdirektor abzustatten, von der er sich den besten Erfolg versprach.

Mit großem Interesse folgte er der Unterhaltung, welche die Kunstreiter in lebendigster, wenn auch für ihn, den Laien, der keine Ahnung von Pferdedressur, Schulreiten, hoher Schule und dergleichen hatte, nicht immer verständlicher Weise führten. Es handelte sich um eine junge Engländerin, Miß Edith, welche das Unglück gehabt hatte, bei der Ausübung ihres Berufs in der Manege zu stürzen. Während ein Theil der Tischgenossen der Reiterin die Schuld zuschrieb, die bei ihrem letzten großen Reifensprung das Pferd nicht in genügender Distanze gehalten hatte, sprachen die Uebrigen dem dienstthuenden Stallmeister die Schuld zu, der im Augenblick des Sprunges die Leine des Pferdes straffer hätte anziehen müssen.

Plötzlich brach man während dieses Streites am oberen Ende der langen Tafel in Lachen aus; alle Blicke richteten sich auf Döring und dann auf ein Blatt Papier, welches vor Monsieur Jacques, dem Bajazzo der Gesellschaft, lag und auf welches dieser mit einem Bleistift einen Kopf gezeichnet hatte. Unter größter Heiterkeit ging das Blatt von Hand zu Hand und kam so auch zu Döring, der erstaunt sein wohlgetroffenes Conterfei, wenn auch etwas karrikirt, erkannte. Ohne den

Empfindlichen zu spielen, stimmte er in das Lachen herzlich mit ein und gewann sich dadurch rasch die Zuneigung der Rosselenker, die sich noch steigerte, als man erfuhr, daß auch er der Kunst, wenn auch auf einem andern, weniger halsbrecherischen Gebiete derselben, angehöre; und als er in Kürze den Zweck seiner Reise und seine Erlebnisse erzählt hatte, kredenzte man ihm von allen Seiten den schäumenden Bierkrug, um mit ihm auf gute Kameradschaft anzustoßen. Auch der Bajazzo, gewöhnlich der „Cousin" genannt, reichte ihm die Hand und bat scherzend um Entschuldigung dafür, daß er ihn zu einer Zeichnung benutzt habe, „aber," fügte er lachend hinzu, „Sie machten eine so gute, stupide Visage, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, Sie für mein Skizzenbuch zu gewinnen. A votre santé!"

Auch der Regisseur wünschte dem jungen Künstler eine Freundlichkeit zu erweisen, indem er ihm eine Freikarte zur morgigen Vorstellung überreichte. „Es ist der Sattelplatz," fügte er mit listigem Augenzwinkern hinzu, „Sie sind dort in unserer Nähe und ich werde mir erlauben, Sie einigen unserer Damen vorzustellen." —

Kurz, von allen Seiten kam man ihm mit so warmer aufrichtiger Kollegialität entgegen, als wäre er ein Künstler ersten Ranges, dem man ein großes Unrecht abzubitten habe. Fast erdrückt von dieser ungewohnten Gastlichkeit sah sich der arme junge Mann bald in einen Zustand versetzt, der ihm Ruhe und Einsamkeit wünschenswerth erscheinen ließ. Er empfahl sich daher von seinen neuen Freunden mit dem Versprechen, sie wiederzusehen, und ließ sich dann vom Kellner in sein Schlafzimmer hinaufführen.

Es war dies ein kleiner Raum, in dem sich neben wenigen anderen Möbeln ein schmales Bett befand, dessen schneeweiße Kissen verführerisch zur Ruhe winkten. Er verriegelte die Thür, öffnete das Fenster und ließ einen Augenblick die Nachtluft kühlend über sein erhitztes Gesicht streichen; dann entledigte er sich seiner Kleider und, ohne die kleine Oellampe gelöscht zu haben, lag er bald in süßer, erquickender Ruhe, die Welt und ihre Schmerzen vergessend.

Nach einer Stunde etwa wurde leise an die Thür geklopft; da sich der Schläfer aber nicht rührte, so wiederholte sich das Klopfen in immer kürzeren Pausen und ging endlich vom diskreten Piano zum ungestümen Fortissimo über. Döring, halb im Schlafe, rief heftig, „man möge sich zum Teufel scheeren und ihn in Ruhe lassen!"

Darauf erwiderte draußen eine Stimme, der man die nur mühsam unterdrückte Aufwallung anhörte: „Aber im Namen aller Heiligen, es ist ja mein Zimmer, das ich mit Ihnen zu theilen bereit bin! Oeffnen Sie doch!"

Alles blieb still; der Schläfer hatte sich wieder in seine Kissen vergraben. Das Klopfen wurde noch heftiger und Döring, ärgerlich über die Störung seiner Nachtruhe, schleuderte dem Störenfried eben verdrießliche Schimpfworte zu, die nicht gerade druckfähig waren, als der Name „Pater Joseph" an sein Ohr drang und ihn mit einem Schlage ernüchterte. Großer Gott, was hatte er gethan? Den rechtmäßigen Besitzer des Zimmers, der ihm so herzliche Gastfreundschaft gewährte, ihn hatte er vergessen, schnöde von der Thür gewiesen, draußen auf dem kalten Treppenflur stehen lassen! Wie konnte er das wieder gut machen, womit sich entschuldigen?

Rasch sprang er aus dem Bette, und ohne darauf zu achten, daß ihm die wesentlichsten Bestandtheile seines Anzugs fehlten, schob er den Riegel von der Thür zurück und stand, wie Heinrich IV. in Canossa, im Büßerhemd, mit niedergeschlagenen Augen vor dem Pater.

„Ei, ei, mein Lieber," redete ihn dieser in seiner freundlich-milden Weise an, „Sie haben einen recht gesunden Schlaf. Ich bedaure, Sie darin gestört zu haben, aber unsre Sitzung endete diesmal später als gewöhnlich. Nun, in Ihrem Alter holt man das Versäumte schnell nach. Legen Sie sich nur wieder nieder, erkälten Sie sich nicht. Ich folge Ihnen gleich."

Döring, der von der Herzensgüte des Geistlichen aufs tiefste gerührt war, zögerte gleichwohl, seinen früheren Platz wieder einzunehmen, namentlich als er sah, daß der Pater sein Brevier hervorzog und den Abendsegen daraus las. Die Atmosphäre der Heiligkeit, die ihn, den Andersgläubigen, umgab, machte ihn beklommen, und es bedurfte der wiederholten Aufforderung, um ihn dazu zu bringen, sich niederzulegen, worauf dann der Pater das Oberkleid ablegte, die Lampe löschte und sich neben seinem Gast dos-à-dos ausstreckte. Trotz der nun eingetretenen Dunkelheit fühlte sich Döring doch immer noch nicht von der Furcht befreit, vom Pater katechisirt zu werden; erst ein leichtes Schnarchen seines Bettgenossen beruhigte ihn darüber, und bald hatte auch ihn der süße Schlaf wieder fest umschlungen.

Als er am nächsten Morgen erwachte, schien die Sonne bereits hell durch das Fenster; er war allein. Pater Joseph hatte sich, als man zur Frühmette läutete, vorsichtig erhoben und das Zimmer geräuschlos verlassen. Auf der Bettdecke fand Döring ein kleines Heiligenbild, den Nährvater Joseph darstellend.*)

IX. Kapitel.

Eine Eigenthümlichkeit des jungen Döring, die er auch zum Theil in seine späteren Jahre mit hinübernahm, bestand darin, daß er nie ein Kleidungsstück zu tragen wußte, nie verstand, sich anzuziehen.

Obwohl der Kellner im „Goldenen Faß" genau seine Größe und Figur besaß, so sah er doch, nachdem er gegen ein Trinkgeld dessen von ihm entliehenen Sonntagsstaat angelegt hatte, eher einem schüchternen Kandidaten der Theologie ähnlich, als einem flotten, jungen Schauspieler, der fortune zu machen wünscht. So kam es denn, daß der Portier des Theaters ihn verwundert musterte, als er sich verlegen als Schauspieler vorstellte und nach dem Herrn Direktor fragte. Dieser befand sich auf der Generalprobe und hatte erklärt, daß er erst nach Beendigung derselben zu sprechen sei. Da es inzwischen heftig zu regnen begann, so war der Portier freundlich genug, dem jungen Schauspieler zu gestatten, zu warten und in einer dunklen Loge unbemerkt der Probe beizuwohnen. Mit frommer Andacht, wie in einer Kirche, folgte Döring der Darstellung, die im Kostüm bei voller Beleuchtung stattfand. Hier erhielt er zum ersten Male einen Begriff davon, wie ersprießlich der Rapport zwischen dem Schauspieler und dem Regisseur zu wirken vermag, wie eine solche Probe dem Darsteller vollkommene Ruhe und Sicherheit für seine Aufgabe gewähren müsse.

Der Direktor, welcher mit dem Buche in der Hand neben dem Souffleurkasten saß, übte eine strenge, oft rücksichtslose Kritik an einzelnen Mitgliedern und brauchte, wenn er sich immer wieder nicht verstanden sah, in seiner Hitze Ausdrücke, bei denen einem Flößer die Haare zu Berge gestanden haben würden. In den meisten Fällen aber bewährte sich dieses Kraftmittel als äußerst wirksam, und der Direktor hatte die Freude, sich bei der Wiederholung der Scene endlich begriffen zu sehen.

Mit wahrer Begeisterung war Döring der Probe gefolgt. Was hätte er darum gegeben, unter einer solchen Anleitung, in so geordneten Verhältnissen künstlerisch wirken zu können! Was er bisher auf den Brettern zu leisten vermochte, erschien ihm wie eine natürliche Eingebung, der er sich aufs Gerathewohl überlassen hatte; hier aber fühlte er, wie Alles nach bestimmten künstlerischen Regeln auf Wahrheit gegründet sein müsse.

Nach einer Stunde befreite ihn der Portier aus seinem dunklen Versteck und zeigte ihm den Weg zur Kanzlei, wo ihn der Direktor V. . ., eine kleine, wohlgenährte Persönlichkeit, empfing, mit seinen scharfen Adlerblicken von oben bis unten maß und überaus artig nach seinem Begehren fragte. Niemand hätte wohl in ihm den Mann wieder erkannt, der soeben bei der Probe den Jupiter tonans agirt hatte.

Nur mühsam brachte Döring sein Gesuch vor, das der Direktor mit der Frage unterbrach: „Können Sie singen?"

„Singen?" fragte Döring verwundert, „nein, Herr Direktor, ich bin Schauspieler."

*) Es war ein köstlicher Genuß, Döring in späteren Jahren dieses nächtliche Abenteuer mit seiner bekannten drastischen Lebendigkeit und Ausschmückung am Stammtisch bei Lutter und Wegner im Freundeskreise zum Besten geben zu hören.

„Dann kann ich Sie nicht brauchen. Meine Mitglieder sind allerdings in erster Linie Schauspieler, zugleich aber auch Sänger und, wenn es verlangt wird, Tänzer. Vielseitigkeit ist das Prinzip meiner Bühne. Der Charakterspieler giebt heute den „Franz Moor“ und singt morgen den „Sarastro“, der erste Liebhaber spielt heute den „Fiesko“ und am anderen Abend den „Joseph“ in „Joseph in Aegypten“, und meine Soubrette tanzt mit dem jugendlichen Komiker die Cracovienne und andere hier beliebte Tänze. Der Prinzipal eines Theaters muß nach Goethe Vieles bringen, damit er Jedem etwas bringt, und dazu gebrauche ich vielseitig talentirte Mitglieder.“

Nach dieser Erklärung wendete sich der Direktor wieder seinen Arbeiten zu, ohne den armen Döring weiter zu beachten, der ihm nun, mit kaum verhaltenen Thränen, seine Leidensgeschichte erzählte und damit schloß, daß er sich erbot, für jede Gage bleiben zu wollen, um nur das Glück zu haben, unter einer solchen Direktion sich weiter ausbilden zu können.

War es diese Schmeichelei oder das wohlfeile Anerbieten, was hier bestimmend wirkte, genug, der Direktor betrachtete den Petenten noch einmal und nahm eine genaue Revision seiner Verhältnisse vor, deren Resultat war, daß er mit ihm auf die Bühne ging und ihn dort verschiedene ernste und heitere Scenen aus verschiedenen Theaterstücken sprechen ließ. Hiernach entschloß er sich — allerdings nicht ohne mancherlei Bedenken — ihn zu engagiren, mit einer anfangs zwar nur kleinen Gage, die aber, wenn er sich bewährte, steigen sollte. Döring war überglücklich, als er den Kontrakt empfangen hatte und, nun zum ersten Male einem stabilen Stadttheater angehörte und dieses Glücksgefühl steigerte sich noch, als der Direktor ihm in Anbetracht der geschilderten Verhältnisse, gewissermaßen als Handgeld, einen kleinen Vorschuß überreichte. Noch am selben Tage meldete er das freudige Ereigniß seiner Lili und unterzeichnete den Brief stolz: „Mitglied des Stadttheaters zu Posen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kuß in Ehren!

Manöver-Erinnerung aus Lothringen.

Von O. Elster.

(Nachdruck verboten.)

Dudlingen — oder Dudlange, wie es die Franzosen genannt haben — liegt an einem jener sich zwischen Weingärten und Wäldern verbergenden stillen Seeen des Sarburger Landes, dicht an der neugewonnenen Grenze Deutschlands und Frankreichs. Obgleich inmitten des französischen Sprachgebiets, herrscht in Dudlingen die deutsche Sprache, wie es denn selbst in dem französischen Lothringen noch heute einzelne deutsche Sprachinseln giebt. Die Bevölkerung Dudlingens ist echt deutsch; kräftig-schlanke Gestalten mit blondem, gelocktem Haar und hellen blauen Augen. Der deutsche Stamm hat sich rein erhalten, Heirathen zwischen Dudlingerinnen und Einwohnern der umliegenden französischen Dörfer kommen selten vor, obwohl die blonden, blauäugigen Dudlingerinnen als Schönheiten in weitem Umkreise bekannt und berühmt sind.

Zwei der reizendsten Dudlingerinnen waren jedenfalls die beiden Töchter unseres Quartierwirthes, des alten Maitre Mangenot, des Besitzers des Gasthauses „Zum See von Dudlingen“. Groß und schlank gewachsen, mit runden Armen und Schultern, zierlichen Füßen und Händen, denen selbst die Hausarbeit die zarte Form nicht hatte nehmen können, mit ihren tiefblauen, schelmisch blitzenden Augen, dem herrlichen blonden Haar und den frischen, blühenden Lippen waren Marguerite und Josephine Mangenot in der That Schönheiten, welche keinem Salon zur Unehre gereicht haben würden. Dabei plauderten die Mädchen mit einer schelmischen Naivetät und neckischen Vertraulichkeit, daß einem ganz warm ums Herz wurde. Konnte man es uns beiden Lieutenants, die wir mit sammt unserem Hauptmann in dem Gasthaus „Zum See von Dudlingen“ zwei Tage im Quartier lagen, verdenken, wenn wir Mademoiselle Marguerite und Mademoiselle Josephine eifrig den Hof machten?

Die Töchter des braven Gastwirthes waren durchaus nicht so ungebildet, wie ihre einfache, ländliche Umgebung vermuthen ließ; sie hatten die Schule in Marburg besucht und waren ein Jahr bei einer Tante in Nancy zur weiteren Ausbildung gewesen.

Maitre Magenot war alter französischer Soldat. Aber sein französischer Patriotismus war stumpf geworden. Falls wir nur ordentlich von seinem „petschirten“, d. h. ordentlich verkorkten Wein tranken, dann drückte er schon ein Auge zu, wenn wir seinen hübschen Töchtern artige Redensarten sagten und sie einluden, sich zu uns an den Tisch zu setzen.

Am ersten Tage schon waren wir Feuer und Flamme, der Hauptmann, der Herr Premier und ich, der jüngste Lieutenant. Der Hauptmann, der in der Garnison stets solch mürrisches Gesicht zog, thaute auf. Der Herr Premier verlor seine elegische Würde, die das lange Warten auf den zweiten Stern in den Epauletten hervorgebracht hatte, und ich — nun, mein Gott, man weiß ja, wie leicht das Herz eines Lieutenants Feuer fängt, der kaum ein Jahr die Epauletten trägt.

Als wir in unser Quartier einrückten, empfingen uns Maitre Mangenot und seine zwei reizenden Töchter auf der großen steinernen Treppe, die zu der Hausthür emporführte und hier eine breite Veranda bildete, von der man einen entzückenden Ueberblick über den stillen waldumkränzten See genoß. Vor dem Dörfchen lag das Wirthshaus ungefähr hundert Schritt entfernt, durch Gärten und ein kleines Flüßchen getrennt, das sich bei dem Gasthaus in den See ergoß.

Höflich zog Maitre Mangenot seine blau und weiße Zipfelmütze, zugleich die kurze Thonpfeife aus dem zahnlosen Munde nehmend. Die Töchter sahen uns mit lachenden Augen an, um dann kichernd in das Haus zu schlüpfen.

„Alle Wetter“, rief der Hauptmann, „das sind ja Prachtmädels! Sehen Sie sich vor, daß sie Ihren Herzen nicht gefährlich werden, meine Herren.“

Der Premier lächelte wehmüthig und blasirt. Ihm konnte kein Mädchen mehr gefährlich werden. Lieber Himmel, mit dreißig Jahren ist man ja schon so alt und hat so manches erlebt! Ich erröthete leicht. Der Hauptmann lachte, er kannte das liebebedürftige Herz seines jüngsten Lieutenants.

Nachdem wir uns einige Stunden von den Strapazen des Manövertages erholt hatten, vereinigte uns das Abendessen auf der Terrasse vor dem Hause. Es gab, wie gewöhnlich, eine ziemlich harmlose Bouillonsuppe, Rindfleisch mit Kartoffeln und Salzgurken und zum Schluß das altbekannte gebratene Huhn mit grünem Salat, der dieses Mal ausnahmsweise nicht mit Knoblauch angemacht war.

Des Premiers Antlitz wurde noch elegischer, als er die Zurüstungen zum Souper überblickte. Die „alte Hofdame,“ wie er jedes gebratene Huhn nannte, lag ihm noch vom letzten Quartier her im Magen. Aber der Wein Maitre Mangenots war gut. Das tröstete uns!

„Wo sind denn Ihre Töchter, Maitre Mangenot?“ rief der Hauptmann. „Sapristi, Mann, Ihr werdet uns doch nicht ohne Eure hübschen Mädels soupiren lassen?

Maitre Mangenot grinste, daß sich sein zahnloser Mund von einem bis zum andern Ohr zog. Dann humpelte er ins Haus und wir hörten ihn rufen: „Marguerite, Josephine, kummt emal her! die Herren Offiziers wöllen mit Euch plauschen!“

Lachend und kichernd erschienen die Mädchen, die in ihrer frischen lothringer Tracht zum Entzücken aussahen.

„Setzt Euch mit an den Tisch, Mädels,“ sprach der Hauptmann. „Braucht Euch nicht zu fürchten, ich bin ein verheiratheter Mann und nehme Euch unter meinen Schutz.“

„O wir fürchten uns nicht, Monsieur,“ entgegneten die Mädchen und nahmen lachend am Tisch Platz.

Während des Essens ging Alles in freundlichster Harmlosigkeit zu. Als aber der Wein unsere Köpfe erhitzt hatte, da rückten wir den Mädchen näher. Der Herr Premier ward sogar lebhaft und machte Mademoiselle Marguerite auf Tod und Leben die Cour. Der verheirathete Herr Hauptmann nicht minder. Er war der schlimmste, er kniff Josephine zu meinem größten Aerger ganz vertraulich in die runden Wangen.

Doch schon nahte das Verhängniß! Maitre Mangenot sah unserem verliebten Spiel ziemlich stumpfsinnig zu. Von ihm hatten wir keine Störung zu fürchten. Plötzlich erschien in der Hausthür eine seltsame Gestalt, die unsere ungetheilte Verwunderung erregte. Es war Madame Eugenie Mangenot, die Gattin des braven Wirthes und die Mutter der beiden reizenden Töchter. Wenn es das Kirchenbuch nicht bescheinigte, daß Madame Mangenot die Mutter der hübschen Mädchen war, es würde dies Niemand auf der Welt geglaubt haben. Eher hätte man in Madame Eugenie einen vermummten Dragonersergeanten vermuthen können. Viele Sergeanten besitzen nicht einmal solch stattlichen Schnauzbart, wie Madame aufweisen konnte.

„Bon soir, Messieurs,“ sprach Madame mit tiefer Baßstimme und freundlichem Lächeln, das ihrem durchfurchten Antlitz einen dämonischen Ausdruck verlieh. „Bitte, lassen sich die Herren nit stören. Erlauben's nur, daß ich mich en Bissel mit an den Tisch setze.“

Sie pflanzte sich gerade auf den Platz zwischen Josephine und mich, sah mich mit einem forschenden Blick an, und reichte mir ein Glas.

„Schenken's mir en Bissel ein, junger Herr“ fuhr sie fort. „Ich trink' halt mit.“

Ich schenkte ein, starr vor Aerger und Schrecken. Madame Eugenie trank das Glas auf einmal aus.

„Nehmen's nit übel, Ihr Herren, wenn ich noch nit gekommen bin, um Ihne Gesellschaft zu leiste, aber die Geschäft' in der Küch' haben mich zurückgehalten. Ich hörte die Herren vorhin so herzlich lachen, weshalb sind Sie denn jetzt so stumm geworden? Meinen's

ich wollt' Ihre Lustigkeit stören? O, nit im Geringsten. Schaun's, ich will nur en Bissel auf die Dirnen Acht geben, daß sie nit Unsinn anstellen. Aber jetzt, Mädels, singt den Herren enmal das lustige Lied von der Elsasserin. Die Herren erlauben's schon?"

„Selbstverständlich, Madame," entgegnete lachend der Hauptmann, der sich über die verdutzten Gesichter seiner Lieutenants amüsirte.

Und die Mädchen sangen zweistimmig, indem sie sich erhoben, an den Händen faßten und zu dem Gesang leichte, anmuthige Tanzbewegungen machten:

„Je suis Alsacienne — Je suis Alsacien,
La main dans ta main, nous chantons le refrain:
Holla — i — Das Leben ist doch ein Plaisir!
Holla — i — Das Leben ist doch ein Plaisir! u. s. w."

Als wir gegen Mitternacht zu Bett gingen, hatten wir etwa zehn Flaschen vom besten Wein Maitre Mangenots — die Flasche zu drei und einhalb Franks — getrunken, schließlich sogar einigen Flaschen Cliquot noch den Hals gebrochen, die der Alte aus dem dunkelsten Winkel seines Kellers hervorgeholt hatte, aber seitens der reizenden Dirnen konnten wir uns nicht der kleinsten Gunstbezeugung rühmen. Madame Eugenie paßte auf wie ein Gensdarm und — trank wie zwei Gensdarme

Der folgende Tag war ein Ruhetag. Wir erwachten alle drei mit recht schwerem Kopf. Die elegische Stimmung des Premiers wirkte heute ansteckend.

Madame Eugenie und ihre Töchter empfingen uns mit lachenden Mienen, als wir zum Frühstück in das Gastzimmer traten. Madames Gensdarmen-Gesicht verzog sich zu einer grinsenden Maske. Marguerite und Josephine sahen frisch aus wie über Nacht erblühte Rosen.

Wir nahmen das Frühstück wieder auf der Terrasse ein. Ueber dem See lag ein leichter Duft, der in den Strahlen der Morgensonne schimmerte, gleich einem silbernen Schleier. Drunten am Rande des kleinen Hafens schaukelte sich ein Boot. Marguerite und Josephine waren in ihm beschäftigt, einen leichten Mastbaum aufzurichten, das dreieckige Segel einzuspannen und die Ruder in die Haken zu legen.

„Wollt Ihr auf den See hinausfahren?" rief der Hauptmann ihnen zu.

„Ja Monsieur," klang es zurück. „Wollen Sie mitfahren?"

„Natürlich . . ."

Gleichzeitig sprangen wir auf, um die Treppe hinunterzueilen.

„Thut mir leid, Verehrtester," wandte sich der Hauptmann an mich, „aber Sie können nicht mitfahren, Sie müssen ins Dorf, um Apell abzuhalten."

Mein Gesicht mochte gerade keinen sehr freundlichen Ausdruck zeigen bei diesen Worten. Der Hauptmann lachte, klopfte mir auf die Schulter und meinte: „Na, Freundchen, heute Nachmittag ist der Premier an der Reihe, da bleiben Sie bei den Mädels . . ."

Ich legte die Hand salutirend an die Mütze. „Zu Befehl, Herr Hauptmann. Wünsche viel Vergnügen."

Der Premier saß schon im Boot. Der Hauptmann eilte jetzt ebenfalls zur Anlagestelle und sprang in das Fahrzeug.

„Stoßt ab," rief er den Mädels zu.

Diese zögerten und blickten nach der Hausthür empor, aus der in diesem Augenblick freundlich grüßend Madame Eugenie heraustrat.

Ich lachte laut auf. Madame Eugenie stieg würdevoll die Treppe hinunter, kletterte in das Boot und setzte sich meinem Hauptmann und dem Premier gegenüber.

„Jetzt könnt ihr abstoßen, Kinder," sprach sie freundlich und winkte mir mit der Hand zum Abschied.

Beruhigt wandte ich mich dem Dorfe zu, die beiden Kameraden und die Mädchen unter der Aufsicht des mütterlichen Gensdarmen in guter Hut wissend.

Die Spazierfahrt mit Madame Eugenie hatte den Hauptmann verstimmt. Er begleitete am Nachmittag den Premier ins Dorf und hielt mit diesem gemeinsam eine lange Musterung über die Gewehre ab.

Ich war allein. Madame Eugenie schien mich nicht für so gefährlich zu halten, wie die beiden älteren Kameraden. Sie sah mich stets so mütterlich gutmüthig, fast mitleidig an, vielleicht bedauerte sie mich, daß mein Schnurrbart gegen den ihrigen kaum nennenswerth war. Nach Tisch setzte sie sich in einen großen Lehnstuhl neben den Ofen und entschlummerte sanft. Ich begab mich auf die Terrasse. In der Küche klapperten die Teller. Ein Blick belehrte mich, daß nur Marguerite dort beschäftigt war. Wo weilte Josephine, die jüngere Schwester, deren sanfte blaue Augen es meinem Herzen angethan hatten?

Plötzlich vernahm ich ein leises, halbunterdrücktes Kichern, das vom Wasser heraufklang. Ich beugte mich über die Brüstung der Terrasse und sah Josephine in einem kleinen Ruderboot sitzen und schelmisch zu mir emporlächeln.

In der nächsten Minute war ich bei ihr und in der zweitnächsten Minute schoß das Boot, von den kräftigen Ruderschlägen des flinken Mädchens vorwärts getrieben, in den See hinaus.

„Mutter wacht vor einer Stunde nicht auf," flüsterte sie schelmisch, während eine leichte Röthe ihr liebliches Gesichtchen überfluthete.

Mit freudiger Verwunderung beobachtete ich das Mädchen, wie es die Ruder handhabte. Wie sich die runden Arme strafften! Wie die Brust sich wölbte und hob und senkte! Wie die Augen leuchteten und die Wangen glühten. Der frische Wind hatte eine Flechte ihres üppigen blonden Haares gelöst und ließ es hoch in den Lüften flattern. Wenn das Haar Josephinen in das Gesicht getrieben wurde, schüttelte sie es mit einer energischen Bewegung des Hauptes zurück, wie ein edles Roß die flatternde Mähne beim raschen Lauf zurückwirft.

Ich ergriff das flatternde Haar; sie wandte das lachende Antlitz mir zu. Die Augen glühten, die Lippen leuchteten gleich einer Purpurrose und rasch drückte ich einen heißen Kuß auf die schwellenden Lippen.

Eine tiefe Gluth überfluthete ihr Gesicht. „O, Monsieur," flüsterte sie, senkte das Haupt und ruderte hastig weiter.

O, diese einsame Fahrt entschädigte mich vollauf für den Morgen! —

Als wir zurückkehrten, schlief Madame Eugenie noch; Maitre Mangenot saß hinter dem Hause und flickte Netze; Marguerite drohte uns lächelnd mit dem Finger, verrieth uns aber nicht.

Der heutige Abend glich dem gestrigen. Es kamen noch einige Offiziere zum Besuch. Madame Eugenie hatte mit ihrem Gensdarmendienst vollauf zu thun. An ein trauliches Alleinsein mit den Mädchen war nicht zu denken.

Am frühen Morgen des anderen Tages marschirten wir ab. Als wir marschfertig vor dem Hause standen, erschienen Madame und Monsieur Mangenot, um uns zum Abschied die Hand zu schütteln.

„Wissen Sie, Madame," sagte lachend der Hauptmann, „daß an Ihnen ein vortrefflicher Gensdarmerie-Wachtmeister verloren gegangen ist?"

„Weshalb, Monsieur?"

„Fragen Sie meine Lieutenants und Ihre Töchter!"

„Ah, Monsieur, das ist meine Pflicht. Aber glauben Sie nit, daß ich nit Spaß verstehe? Ich werd's Ihnen zeigen."

Sie rief ihre Töchter.

„Marguerite — Josephine, die Herren wollen Abschied nehmen. Jetzt gebt jedem der Herren 'nen herzhaften Kuß . . ."

Die Mädchen errötheten und lachten. Der Hauptmann und der Premier ließen es sich nicht zweimal sagen. Sie umarmten die Mädchen und küßten sie frischweg auf die blühenden Lippen.

Ich stand etwas abseits.

„Nun, und der Herr bekommt keinen Kuß?"

In reizender Verwirrung, von dunkler Gluth übergossen, mit niedergeschlagenen Augen stand Josephine da. Marguerite legte ihren Arm um meine Schulter und küßte mich, dann ergriff sie ihre Schwester bei der Hand: „Nun, chèrie?" fragte sie schelmisch.

Und plötzlich lag Josephine an meiner Brust und wir küßten uns, wie sich nur zwei Brautleute küssen können. Dann riß sich Josephine los und eilte, wie ein gescheuchtes Reh, in das Haus.

„Sie sehen, mon capitain," sprach stolz Madame Eugenie, „daß ich Spaß verstehe. Ein Kuß in Ehren . . ."

„Soll Niemand verwehren!" ergänzte lachend der Hauptmann, Madame die Hand schüttelnd.

Trommeln und Pfeifen ertönten. Unter Führung des Feldwebels langte die Kompagnie an. Der Hauptmann schwang sich auf seinen Braunen, der Premier und ich, wir traten in Reih und Glied, noch einmal grüßten wir zurück, dann setzten die Trommeln und Pfeifen wieder ein und die Soldaten sangen: „Ja treu ist die Soldatenliebe — ja Liebe! . . ."

Bei einer Biegung des Wegs sah ich mich noch einmal nach dem Hause um. An einem Fenster des oberen Stockwerks stand eine schlanke Mädchengestalt und wehte mit dem Tuch mir einen Abschiedsgruß zu.

„Ja treu ist die Soldatenliebe — ja Liebe . . ."

Am Abend im Bivouak nahm mich der Hauptmann bei Seite.

„Sagen Sie mir, Verehrtester," sprach er, „wie haben Sie sich nur so rasch in die Gunst des schönen Mädchens eingeschlichen?"

„Aber, Herr Hauptmann . . ."

„Na, na, der Kuß dauerte denn doch etwas lange!"

„Herr Hauptmann, es war ein Kuß in Ehren . . ."

„Glaub's Ihnen und ich bin der letzte, der Ihnen den Kuß wehren wollte. Kommen Sie, lassen Sie uns anstoßen auf die schönen Mädchen vom See . . ."

Hell klangen die Becher zusammen. An den Bivouakfeuern sangen die Soldaten ein altes Lied von Scheiden und Meiden.

* * *

Nach zwei Jahren kam ich wieder in jene Gegend. Sobald ich Zeit fand, suchte ich das Wirthshaus am See auf. Maitre Mangenot war gestorben, Madame Mangenot mit ihren lieblichen Töchtern war nach Nancy gezogen, ein spekulativer Kopf hatte das alte Gasthaus zu einem modernen Vergnügungsort umgewandelt, aus dessen Garten mir die rauschenden Klänge eines Militärorchesters entgegenklangen.

Ich vermochte es nicht über mich, einzukehren. Einen sehnsüchtigen Blick warf ich hinaus auf den leise auf und abwogenden See — dann ging ich in den Wald zurück, träumend von der glücklichen Stunde und dem süßen Kuß des Mädchens vom See.

In der Ferne verhallten die Klänge des Orchesters. Ueber mir im herbstlichen Laube pfiffen die Meisen, und am lichtblauen Himmel kreisten die Schwalben, sich zum Fluge in die Ferne vorbereitend.

Ein ewiges Scheiden und Meiden in der Natur — im Menschenleben!

Verantwortlicher Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co (A. Röstel) in Posen.